

## JeKi – Der Film

### Ein Jahr mit vier Tönen

Buch und Regie: Oliver Rauch, Produzent: Detlef Ziegert, SUR Films, Köln 2010. Kinostart: Juli 2010, FSK: o. Al., Länge: 90 Min.

Wer Berge versetzen will, braucht außer Glauben auch solides Handwerk. Es wird nicht klar, welches Ziel der Film verfolgt und an welches Publikum er sich wendet, denn es ist – der Genrebezeichnung „Kinodokumentarfilm“ zum Trotz – weder ein gelungener Dokumentarfilm, noch ein gelungener Film: zu wenig Fakten, keine Zahlen, keine kritischen Stimmen, viel Reihung von Details, viele Großaufnahmen von niedlichen Kindergesichtern. Der fehlende Spannungsbogen machen den Film zähflüssig.

Man sieht durchweg Menschen, die es gut meinen, die von ihrer Arbeit überzeugt sind, an das Projekt glauben; aber der Film löst vor allem Zweifel daran aus, dass JeKi eine gute Idee ist, um unterprivilegierte Kinder an Musikkultur teilhaben zu lassen. Dies ist allerdings eine Interpretation. Im gesamten Film werden weder das System, das Prozedere, noch die Ziele des Projekts präzise formuliert, obwohl hochdotierte Funktionäre sich dazu äußern: Niemand scheint in der Lage zu sein, die „Theorie“, die hinter JeKi steht, präzise zu formulieren.

Im Mittelpunkt des Films stehen einige ausgewählte Kinder, die erfolgreich an JeKi teilgenommen haben. Damit der (bürgerliche) Zuschauer gleich weiß, worum es hier geht, werden ihm eine düstere Stadt bei schlechtem Wetter, Mütter mit Kopftüchern und Kinder, die auf der Straße zwischen Müll spielen, gezeigt. Das Kontrastbild aus der heilen Welt der Musik/Kultur ist ein heller Raum mit Parkett, Instrumenten, einem Instrumentallehrer. Nachdem man die Kinder mit den Instrumenten gesehen hat, verwandelt sich das Stadtbild: Die Sonne scheint und alles wirkt freundlicher. Die Katzenmusik der Schüler geht zu dekorativen Landschaftsaufnahmen in schicke Jazz-Arrangements über. Na bitte!

Der vorggeführte Instrumental-Unterricht in Kleingruppen ist von zweifel-

hafter Qualität: Die methodische Idee, eine Geige als kleine Gitarre einzuführen, um dann diesen quasi kindlichen „Irrtum“ als solchen aufzulösen, ist kindisch und kontraproduktiv. Ein Gitarrenlehrer hält es offenbar für cool, mit Basecap zu unterrichten und in Versammlungen zu sitzen, jedenfalls solange es sich nicht um Funktionäre und Politiker handelt. Er findet alles „supi“, was seine Schüler singen und spielen – unabhängig von der Qualität. Alle Lehrer wiederholen ständig die knappen Antworten der Schüler. Es gibt keine Szene, in der ein Erwachsener einem Kind erklärt oder vor-macht, wie es etwas besser spielen, singen oder hören kann. Rhythmus scheint ebenso dem Zufall überlassen zu werden wie die Tonhöhe beim Singen.

Die musikalischen Ergebnisse sind mit einer Ausnahme am Ende – vorsichtig formuliert – bescheiden. Es wird gelobt statt ermutigt, es werden Aufgaben gestellt, aber die Hilfestellungen werden nicht gezeigt. Schulmusiker treten nicht auf oder sind nicht zu erkennen, d. h. die wichtige Kooperation zwischen Musikschule und Schule wird gar nicht thematisiert, sondern der Eindruck erweckt, dass an der Schule keine Musik stattfindet und JeKi in die Bresche springt. Die Leiterin der Kulturstiftung des Bundes bringt es auf den Punkt: „Man muss aus etwas Sozialem etwas Ästhetisches machen.“ Der Film zeigt, dass dies nicht gelingt – und dass es dafür offenbar auch kein Konzept gibt. Die Kinder, deren Werdegang andeutungsweise verfolgt wird, stammen offenbar aus vorbildlichen Familien: Eltern, die sich auch sonst kümmern, Kontakt mit der Schule pflegen, Instrumente kaufen, ihre Kinder beim Üben unterstützen. Dass diese Kinder als repräsentativ gelten, zeigt, dass die so genannten bildungsfernen Elternhäuser nicht erreicht werden, was in einer Versammlung von Musikschulleitern auch deutlich wird: Es gibt anscheinend kein Konzept für die Elternarbeit, obwohl von Anfang an klar war, dass sie bei Grundschulern unverzichtbar ist. Immerhin ist von fremdsprachigem „Material“ die Rede, aber es gibt keine Übersetzer, ein Lehrer betont, die Nachbarn hätten erst übersetzen müs-



sen – so, als sei er erstaunt darüber. Es wird deutlich, dass man diese Familien zu Hause aufsuchen und informieren muss, um sie zu überzeugen. Die Gründe für diese gesellschaftlichen Hürden versucht ein Politiker mit dem Hinweis auf das Ende der ästhetischen Tradition zu erklären, deren Enden allenfalls notdürftig zusammengeknotet werden könnten. Die gesellschaftliche Kluft ist zu groß, um sie durch ein Instrument in Kinderhand zu überbrücken. Streng betrachtet, handelt es sich um einen Betrug an diesen Kindern, denn sie werden vermutlich nicht über die Anfänge hinaus ihr Instrument lernen, weil die Voraussetzungen für eine jahrelange Ausbildung fehlen: Kontinuierlicher Unterricht, Anerkennung, Raum, Unterstützung von den Eltern und auch Geld für Unterricht, Instrument, Wege, Konzertkleidung. Diejenigen Kinder, die all dies haben, brauchen JeKi nicht unbedingt, um ein Instrument zu erlernen. Das bedeutet, das Projekt erreicht nur ein sehr schmales Segment von Kindern bzw. Familien, die zwar bildungsfernen, aber vertrauensvoll sind. Interessant wäre zu erforschen, wie dieses Vertrauen, diese Offenheit gegenüber einem Angebot wie JeKi zustande kommt bzw. erhalten wurde. Noch wichtiger wäre es, diejenigen Eltern über ihre Sicht zu befragen, deren Kinder nicht an JeKi teilnehmen, denn sie sind es doch, die eigentlich erreicht werden sollten.

Micaela Grohé